

Predigt am 1. Sonntag nach Trinitatis

14.06.2020

Universitätskirche St. Pauli Leipzig

Prof. Dr. Dr. Andreas Schüle

Liebe Gemeinde,

nun sind wir wieder zusammen in unserer Universitätskirche, noch immer in etwas gespenstischer Atmosphäre und unter dem Vorzeichen eines „Hygienekonzepts“ – ein Begriff, der beste Chancen hat, zum Wort oder Unwort dieses Jahres gekürt zu werden. Diejenigen, die in den letzten Wochen viel Zeit in diesem Raum verbracht haben, um die online-Gottesdienste aufzuzeichnen, konnten dessen Schätze – die Bilder, die Epitaphien und natürlich den großen Paulinaltar – etwas genauer und aus der Nähe betrachten. Eines meiner Lieblingsstücke ist dabei eine Kasette im Altar geworden, wo Maria, die Mutter Jesu, im Kreis der Jünger gezeigt wird. Es ist eine Pfingstdarstellung und fängt den Moment ein, in dem der Geist Gottes von dieser Gruppe Besitz ergreift. Die Jünger sind sichtlich irritiert von dem, was da gerade geschieht, sie verstehen es nicht, und doch wirken sie nicht gelähmt, sondern gespannt und neugierig. Es sind sehr lebendige Gesichter, in die man da schaut. Nicht unbedingt euphorische Gesichter, aber man sieht ihnen die Intensität des Moments an.

Wir befinden uns in einer Zeit des Kirchenjahres, wo wir auf die Anfänge des Christentums schauen. Ostern und auch Pfingsten sind vorüber, und nun geht es darum, was aus der Handvoll Jüngerinnen und Jünger wird, die irgendwie weitermachen müssen – oder eben auch nicht. Es ist eine Zeit, in der sich entscheidet, ob aus der ganzen Energie des Anfangs, aus dem Auf und Ab – Kreuzigung, leeres Grab, Erscheinungen eines Auferstandenen und dann diese seltsame, pfingstliche Geisterfahrung – ob aus alle dem tatsächlich ein Neubeginn wird; oder ob die Menschen zurückfallen, in das, was sie waren, in ihr altes Leben, ihre alte Comfortzone, in ihre alten Ängste und Sorgen.

Wenn ich eine Zeitreise machen könnte, würde ich gerne an diesen Punkt, ziemlich genau heute vor 1990 Jahren zurückkehren. Ich muss mir nicht die Kreuzigung ansehen, nein, und ehrlich gesagt interessiert mich auch nicht so sehr, wann und wie lange das Grab Jesu nun leer oder voll war. Nein, ich würde gerne wissen, wer sie waren diese ersten Christinnen und Christen, was sie dachten, was sie bewegte. Waren das wandelnde Heilige mit einem leicht alternativen Touch? Waren das Power-Frauen und Macher-Männer mit unendlichen Energiereserven? Oder waren das Leute, die im Prinzip genauso planvoll verwirrt durchs Leben gingen, wie wir das auch tun?

Das interessiert mich umso mehr als wir heute, wenn auch aus ganz anderen Gründen als damals, in einer Zeit leben, von der man irgendwie weiß oder zumindest ahnt, dass sich die Welt verändert; dass sich gerade neu sortiert und zusammensetzt, was uns wichtig ist und wie wir miteinander umgehen. Darum es dies auch eine Zeit großer Unsicherheit, weil wir eben nicht wissen und auch nicht ahnen können, wo das alles hingehet. Wie vielleicht auch Sie schaue ich derzeit besonders gespannt auf die Nachrichten aus den USA. Das ist beängstigend, und doch hat man den Eindruck, dass da ein Aufbruch in der Luft liegt. Zuerst durch Corona und nun nach der Ermordung von George Floyd ist da etwas in Gang gekommen mit dem Potenzial, eine Gesellschaft nachhaltig zu verändern. Irgendwann ist das Maß voll, irgendwann taugen die Beschwichtigungen und die einstudierten Parolen nicht mehr, die für so etwas in der Schublade liegen. Wenn man mit ansieht, wie in einem modernen Land ein weißer Polizist einem schwarzen Mann das Knie so lange ins Genick presst, bis dieser tot da liegt, dann ist da etwas irreparabel beschädigt. Wenn jemand auf offener Straße stirbt mit den Worten „I can't breathe“, dann gibt es kein „weiter so“.

Dieser Satz „I can't breathe“ ist zu einem ikonischen Satz geworden, der wie ein Lauffeuer durch Amerika und auch unsere Weltgegend geht. „Ich kann nicht atmen“, das beschreibt die Lebenserfahrung vieler Menschen heute. Und vielleicht ist es kein Zufall, dass dieser Satz in eine Zeit des Kirchenjahres fällt, in der wir über den Geist Gottes nachdenken, von dem gesagt wird, dass er die Welt mit neuem Atem belebt.

Mit all dem im Kopf fällt der Blick am heutigen Sonntag auf die erste Christengemeinde, die sich auf den Weg macht. Im 2. Kapitel der Apostelgeschichte liest man über diese ersten Christen Erstaunliches, vielleicht sogar Unglaubliches:

Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam.

33 Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen.

34 Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte

35 und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte.

36 Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde – das heißt übersetzt: Sohn des Trostes –, ein Levit, aus Zypern gebürtig,

37 der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen.

Es gibt Momente im Leben, da weiß man, dass es kein Zurück gibt, selbst wenn der Weg nach vorn noch im Trüben liegt. Es gibt Momente, da weiß man einfach, dass es Zeit ist aufzubrechen – egal, was kommen mag – weil alles andere Kapitulation oder Verrat an den eigenen Überzeugungen wäre. Das war die Erfahrung der ersten Christen damals, und das lebten viele von ihnen mit letzter Konsequenz.

Vielleicht geht einem das, was dieser Text von den ersten Christinnen und Christen berichtet, ein wenig zu weit. „Ein Herz und eine Seele“ – das klingt für unsere Ohren doch einen Tick zu süß, und das Modell Gütergemeinschaft dürfte – zumal in diesem Teil der Republik – die ein oder andere Augenbraue nach oben gehen lassen.

Man könnte diesen Text mit einem gewissen Recht unter frühchristlicher Ideologie verbuchen, wäre da nicht der Hinweis auf diesen Josef, genannt Barnabas. Das war offenbar ein bedeutender Mann, dessen Lebensgeschichte man kannte. Ein wohlhabender Jude aus Zypern war er, der sich nicht nur dieser neuen Bewegung des Christentums angeschlossen, sondern auch privaten Besitz veräußert und das Geld der Jerusalemer Gemeinde zur Verfügung gestellt hatte. Dieser Barnabas war also keine gescheiterte Existenz. Niemand der eine warme Mahlzeit und ein soziales Auffangnetz brauchte. Dieser Josef Barnabas begegnet uns noch ein paar Mal in der Apostelgeschichte als jemand, der mit ganzem Herzen und ganzer Seele bei der Sache war und als Missionar auf einer Stufe mit Leuten wie Petrus und Paulus stand.

Das Beispielhafte ist dabei nicht sein Reichtum, sondern die Konsequenz, mit der er sein Leben von Grund auf neu aufbaute. Das hätte man nicht müssen, selbst als Jude nicht. Im römischen Reich traute man Juden zwar nicht immer über den Weg, aber sie waren grundsätzlich akzeptiert. Wer ein guter Bürger sein, seinen Platz im Gemeinwesen und ein soziales Zuhause haben wollte, der war in der römischen Gesellschaft bestens aufgehoben. Man war einsortiert, es gab ein reges Vereinswesen, wo Menschen nacheinander schauten und sich kümmerten. Dazu konnte man sich für die spirituellen Bedürfnisse aus dem

reichhaltigen Angebot der Religionen und Mysterienkulte etwas Passendes aussuchen.

Also nein, jemand wie unser Josef Barnabas hätte kein Christ werden müssen; aber die Tatsache, dass er es wurde, weist darauf hin, dass er sich von einer gediegenen bürgerlichen Existenz verabschiedete – ohne Netz und doppelten Boden. Römer bleiben mit allen Annehmlichkeiten und auch so ein bisschen Christ sein, das war keine Option. Das Modell des Sonntags- oder Kulturchristentums war damals noch nicht im Angebot.

So fällt dann auch nochmal ein anderes Licht auf die Formel „ein Herz und eine Seele“. Damit ist keine übersüßte Sozialromantik gemeint, kein urchristliches Gekuschel – und wehe einer wollte nicht mitmachen! Nein, es geht um das, worauf man gemeinsam sein Herz und seine Seele richtet; wir würden heute vielleicht sagen: seine ganze Energie, Kreativität und Willenskraft; wofür man brennt und auch Opfer bringt. Ein Herz und eine Seele sein heißt auch, dass man sich entscheiden muss. Man kann sein Herz nicht an zu viele Dinge hängen, weil es sonst irgendwann einmal aufhört zu schlagen. Umgekehrt riskiert jemand, der Herz drangibt, dass es verletzt oder gar gebrochen wird. All das schwingt mit in der Art und Weise, wie unser Predigttext über die frühe Gemeinde spricht.

Man sollte sein Herz nicht leichtfertig an etwas hängen; aber man lebt nur, wenn man es an etwas hängt. Vielleicht ist es an der Zeit, sich an diese einfache Wahrheit zu erinnern. Mir scheint, dass wir als Gesellschaft und auch als Kirche vielleicht zu lange narkotisiert von unserem Wohlstand und dem Gefühl waren, dass es keine wirklich nachdenkenswerte Alternative zu dem gibt, was wir kennen. Dann lebt man eben von Tag zu Tag mit den kleinen und größeren Sorgen und Freuden. Aber was gerade um uns herum und mit uns selbst geschieht, sollte uns wachrütteln, sollte uns vor die Frage stellen, wofür unser Herz schlägt und ob wir diesen Herzschlag überhaupt noch spüren.

Auf der Suche nach einem modernen Ausdruck für das, was unser Predigttext in den Worten seiner Zeit sagt, bin ich bei Herrmann Hesse hängengeblieben. Sein vielleicht berühmtestes Gedicht „Stufen“ schrieb er 1941, nach langer Krankheit und freilich mitten in den Wirren des Zweiten Weltkriegs. In dieser Situation entdeckt Hesse, zugleich Dichter und Beter, für sich auch die Rede vom Herzen und den Herzensbindungen neu. Da heißt es:

*Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.*

*Es muss das Herz bei jedem Lebensrufe
Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
In andre, neue Bindungen zu geben.*

*Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.*

*Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.*

*Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.*

*Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegenschenden,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden...
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!*

Amen.